

**Konrad Paul Liessmann**  
**KOBOLDSCHÄTZE**  
**Über das Ding an sich**

*(Aus: Konrad Paul Liessmann: Das Universum der Dinge. Zur Ästhetik des Alltäglichen. Wien: Zsolnay August 2010)*

Alles ist da. Und alles ist käuflich. Und dafür gibt es ein Ding, das gegen alle anderen Dinge dieser Welt eingetauscht werden kann: Das Geld. Mit Fug und Recht könnte es als Ding an sich beschrieben werden. Selbst ein Ding, steht es für alle anderen Dinge ein und ist dennoch kaum mehr als Ding erkennbar. Universeller und alltäglicher, aber auch flüchtiger ist kaum eine Erfindung der Menschen geworden. Jeder hat es, und wer es nicht hat, hätte es gerne. Und doch: Die Frage, was für ein Ding das Geld nun eigentlich sei, was sein Wesen oder auch Unwesen ausmache, ist, zumindest für den ökonomischen Laien, so leicht nicht zu beantworten.

Was begehrt jemand, der nichts als Geld begehrt? Sich diese Frage zu stellen, mag werkwürdig klingen in einer Welt, in der das Geld, sein Besitz und das Streben danach nicht nur längst zu einer Selbstverständlichkeit, sondern zum einzigen Begehren geworden sind, das keiner weiteren Begründung oder Rechtfertigung mehr bedarf. Alle anderen Wünsche des Menschen - nach Lust oder Glück, nach Besitz oder Schönheit, nach Macht oder Anerkennung - stoßen an Grenzen, geraten schnell in Bereiche, in denen sie fraglich werden oder zumindest gerechtfertigt werden müssen, vor allem sind sie nicht unendlich steigerbar. Nicht so beim Begehren nach Geld. Es kennt prinzipiell keine Obergrenze. Niemand wüsste zu sagen, wann jemand genug Geld hat, zumal das Geld immer verspricht, bei richtiger Verwendung mehr werden zu können - und diese Dynamik ist unabhängig von den Geldmengen, über die jemand verfügt. Hier von Gier zu sprechen, geht an der Sache vorbei. Jede Gier, wie zügellos und rücksichtslos sie auch immer erscheint, kommt an ihr Ende, endet irgendwann in Überdross oder Lethargie, in Erschöpfung oder Befriedigung. Ganz anders beim Geld. Es ist das Wesen des Geldes selbst, das seine Besitzer dazu zwingt, nach Mitteln und Wegen zu suchen, dass aus Geld mehr Geld wird. Nicht alle dieser Mittel und Wege sind auf Dauer erfolgreich, und die Blasen, die immer wieder platzen, zeigen, dass auch auf den Börsen die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Niemand aber käme auf die Idee, den Menschen die Möglichkeit zu nehmen, Geld einzusetzen, um Geld zu verdienen. Nur beim Geld gilt uneingeschränkt der Satz: Genug ist nie genug.

Was aber macht das Geld so attraktiv? Geld als Geld hat selbst längst keinen stofflichen Wert mehr. Das Papiergeld, das wir bei uns tragen, erst recht die Geldmengen, die virtuell verschoben werden, haben jede Materialität verloren. Die Milliarden Euro, mit denen Finanz- und sonstige Krisen aufgefangen werden sollen, trägt niemand in einem Koffer durch die Stadt. Nur Münzen aus Edelmetall und Goldbarren suggerieren noch, dass sie nicht nur einen Wert repräsentieren, sondern selbst auch einen Wert haben. Kein Wunder, dass in unsicheren Zeiten Gold, so wie vor der Erfindung des Papiergeldes, ein begehrtes Gut ist. Aber auch dieses edelste aller Metalle hat keinen wirklichen Gebrauchswert - auch Gold kann man nicht essen -, sondern bezieht seinen Wert von seiner ästhetischen Beschaffenheit, seinem Glanz, und seiner Unzerstörbarkeit. Gold rostet nicht und galt deshalb schon der Antike als Symbol des Dauerhaften. Im Gold erblickte der Mensch eine Substanz, die der Vergänglichkeit Einhalt zu gebieten weiß, ein Abbild des Ewigen in einer Welt, in der sonst alles endlich ist. Die Bedeutung des Goldes in der abendländischen Kunst demonstriert so nicht nur den Reichtum, viel-

leicht auch die Prunksucht einer triumphierenden Kirche, sondern auch das Moment des Überirdischen, der Transzendenz.

Mit all dem kann das Geld nicht aufwarten. Weder glänzt es, noch ist es ewig. Ganz im Gegenteil: Abgegriffene Münzen oder Geldscheine erscheinen in einem besonderen Maße als unrein und schmutzig. Während das Gold gehortet und aufbewahrt wird - der Schatz -, erfüllt das Geld seine Bestimmung in der Zirkulation: Es geht von Hand zu Hand und nur, wer sein Geld in andere Hände gibt, hat eine Chance, dass er mehr zurückbekommt. Friedrich Nietzsche hat übrigens genau darin das Widerwärtige des Geldes gesehen: "Geld geht durch alle Finger: darum lerne mit Handschuhen Geld angreifen und Wechsler. [...] Wo Geld klingelt, da herrscht die Hure."<sup>1</sup> Nietzsche erinnerte damit an einen Vorbehalt, der den philosophischen Diskurs des Geldes von Anbeginn an begleitete: Durch das Geld wird auch die Wahrheit käuflich, sie dient sich jedem an, der zahlen kann, und die Philosophie verliert ihre Unschuld. Aber nicht nur das: Geld geht durch alle Finger. Das, was sein Wesen ausmacht, der Kreislauf, führt bei Nietzsche zu einem veritablen Ekel: Was weitergereicht wird, wird notgedrungen schmutzig. Und dies trifft auch und vor allem die, die diesen Kreislauf professionell betreuen: Die Händler.

Nietzsche stand mit seinen Invektiven gegen die Krämer keineswegs allein. Ganz im Gegenteil. Die Glorifizierung des Marktes und seiner Akteure ist tatsächlich ein junges Phänomen, in fast allen Kulturkreisen galt, traut man dem französischen Kulturanthropologen Marcel Hénaff, der Händler als eine Figur, der man in der Regel mit Argwohn, Misstrauen und Verachtung begegnete.<sup>2</sup> Die Gründe dafür liegen für Hénaff einerseits in jenen vormodernen Gesellschaftsordnungen, die zwar den Tauschhandel als notwendige Konsequenz einer immer differenzierteren Arbeitsteilung akzeptierten, den Handel selbst aber im Gegensatz zu Ackerbau, Viehzucht und Handwerk nicht als produktive Tätigkeit beurteilten. Wohl galt als ehrbar, wer selbst etwas erzeugt und es dann verkauft. Wer aber etwas kauft, um es wieder zu verkaufen, selbst aber nichts produziert, seinen Gewinn allein aus der Tätigkeit des Weitergebens und Vermittelns schlägt, galt als suspekt. Und vollends verdächtig war, wer mit Geld handelte und seinen Profit allein daraus zog, dass er einem anderen für eine bestimmte Zeit sein Geld überließ. Zinsen zu nehmen bedeutet, mit der Zeit zu handeln; die Zeit aber ist etwas, über das vielleicht ein Gott, aber nicht der Mensch verfügen kann. Es waren diese Argumente, die das antike und christliche Zinsverbot begründeten.

Woher aber kam das Geld überhaupt? Schon sein Ursprung ist umstritten. In der Geschichte der menschlichen Zivilisationen ist Geld eigentlich eine ziemlich späte Erfindung, in der Regel wird zumindest für das Münzgeld das 7. vorchristliche Jahrhundert als Entstehungszeit genannt, Vorformen des Geldes dürften allerdings weiter zurückreichen. Unklar ist, aus welchen sozialen Kontexten sich das Geld entwickelt hat: Aus der Sphäre ursprünglicher Tausch- und Handelsbeziehungen oder aus der Sphäre der Religion. Zumindest das deutsche Wort "Geld" hängt etymologisch nicht mit "Gold" zusammen, sondern leitet sich von dem althochdeutschen Wort "gelt" ab, das ursprünglich eine religiöse Opfergabe bezeichnete, so wie auch das Verb "geltan" sowohl "opfern" als auch "zurückzahlen" bedeuten konnte - Geld hat zumindest auf dieser Ebene immer auch mit gelten und vergelten zu tun. Noch unsere umgangssprachliche Bekräftigungsfloskel "gell?" oder "gelt" leitet sich davon ab und bedeutet ursprünglich: Es möge gelten.

Wann aber gilt Geld? Geld selbst ist kein Wert, sondern nur der Repräsentant des Wertes, der Maßstab, nicht das Gemessene. Deshalb gilt das Geld auch nicht durch den Wert, den es

<sup>1</sup> Friedrich Nietzsche: Nachgelassene Fragmente. KSA 10, S. 603

<sup>2</sup> Marcel Hénaff: Der Preis der Wahrheit. Gabe, Geld und Philosophie. Frankfurt/Main 2009, S. 95ff.

selbst darstellt, auch wenn in der Ursprungszeit des Geldes wohl Dinge als Geld fungierten, die für die meisten Menschen einen Wert hatten, Rinder zu Beispiel. Damit Geld gelten kann, darf es selbst aber kein anderes Bedürfnis erfüllen. Rinder, die als Geld fungieren, sind zumindest dann schlechtes Geld, wenn sein hungriger Besitzer damit nicht tauscht, sondern sie verzehrt. Aristoteles, dem wir durchaus luzide erste Einsichten in das Wesen des Geldes verdanken, behauptete deshalb, ausgehend von "nomisma", dem griechischen Wort für Geld, dass es kein "natürliches" Geld gäbe, sondern dass das Geld durch "Übereinkunft" eingeführt worden sei, dass "es nicht der Natur, sondern dem Gesetz (nomos) seine Existenz verdankt und es in unserer Macht steht, es umzuändern und es außer Kurs zu setzen."<sup>3</sup> Aristoteles hat, so könnte man sagen, in Bezug auf die von der Geldtheorie sogenannte "Wertdarstellungsfunktion" des Geldes im Prinzip eine "nominalistische" Position vertreten. Der Wert und der Geltungsanspruch des Geldes sind Resultat einer politischen Festsetzung. Tatsächlich aber ist unsere Vorstellung vom Geld immer auch mit illusionären Vorstellungen eines Realwertes versetzt: Der Anteil an Edelmetallen im Münzgeld soll auf einen wahren Wert verweisen, die Faszination des Goldes ist ungebrochen, und noch die Geldscheine müssen, obwohl aus Papier, wenigstens aufwendig hergestellt und im Idealfall ästhetisch gestaltet sein, um diese Funktion erfüllen zu können. Nur das substanzlose Buchgeld muss all dieser realen Wertaspekte entbehren: Es ist als Ding reine Illusion.

Interessant jedenfalls, dass Aristoteles das Geld schon als reine Konvention versteht, das seinen Wert nicht dadurch gewinnt, dass es selbst einen Wert hat, sondern dadurch, dass es jeden Wert repräsentieren kann. Seine Geltung ist davon abhängig, dass die Menschen es gelten lassen. Schärfer formuliert: Geld gilt, insofern die Menschen daran *glauben*, dass es gilt. Die Frage, wie das Vertrauen in das Geld gewonnen und auf Dauer zu stellen ist, stellt dann nicht nur eine theoretische, sondern auch eine höchst praktische Frage jeder Geldpolitik dar. Tatsächlich hängt das Funktionieren jedes Finanzsystems nur von einer einzigen Voraussetzung ab: dem Vertrauen der Menschen. Man kann nun dieses Vertrauen durch viele ökonomische, soziale und vor allem politische Aktivitäten stärken und absichern. Auf den ersten Münzen, die vor mehr als 2500 Jahren in Kleinasien geprägt wurden, war das Bild des Königs zu sehen. Die Geltung des Geldes steht in einem unmittelbaren Zusammenhang zur Kraft und Autorität eines Staates oder einer Herrschaft. Dass in Zeiten der Finanzkrise auch Verteidiger des freien Marktes wie die USA darangehen, Banken zu verstaatlichen, um das Vertrauen in das Finanzsystem wieder herzustellen, ist kein sozialistischer Akt, sondern nur ein sichtbares Zeichen, dass, wie in Urzeiten, auch in Krisenzeiten niemand anderer als die politische Autorität die Gültigkeit des Geldes garantieren kann. Sollten Menschen aber aus welchen Gründen auch immer das Vertrauen in die Geltung des Geldes verlieren und das Geld als Zahlungs- und Anlagemittel nicht mehr akzeptieren, bräche in der Tat der gesamte Verkehr eine entwickelten Gesellschaft zusammen. Wir kennen solche Szenarien auch aus der jüngeren Geschichte: Dann blühen die Schwarzmärkte, auf denen Zigaretten gegen Schokolade und Körper gegen Schuhe getauscht werden.

Was aber gilt, wenn das Geld gilt? Schon Aristoteles hat sich über die Frage den Kopf zerbrochen, worin nun die eigentliche Leistung und Funktion des Geldes besteht, und er war, in der Frühzeit der Geldwirtschaft, schon zu erstaunlichen Ergebnissen gekommen. Mit mythologischen Spekulationen hält sich der nüchterne Philosoph nicht lange auf, für ihn ist klar, dass das Geld nur im Zusammenhang mit dem Tausch entstanden sein kann und für den Tausch eine entscheidende Rolle spielt. Allerdings nützt Aristoteles diesen Ansatz, um erst einmal Prinzipielles zum Phänomen des Tausches zu sagen. In der *Nikomachischen Ethik* können wir dazu folgende, nahezu klassische Überlegung finden: "Ein Arzt und noch ein Arzt ergeben

---

<sup>3</sup> Aristoteles: *Nikomachische Ethik*. Ins Deutsche übertragen von Adolf Lasson, Jena 1909, S. 214.

keine Gemeinschaft des Austausches, aber wohl ein Arzt und ein Landwirt, und überhaupt zwei Personen, die nicht gleich sind; aber zwischen diesen muss dann eine Ausgleichung stattfinden. Darum muss alles, was ausgetauscht werden soll, irgendwie vergleichbar sein. Dazu nun ist das Geld in die Welt gekommen, und so wird es zu einer Art von Vermittler; denn an ihm wird alles gemessen, also auch das Zuviel und Zuwenig."<sup>4</sup>

Tauschakte, so Aristoteles, haben immer ein bestimmtes Maß an Ungleichheit zur Voraussetzung. Es ergibt keinen Sinn, etwas gegen dasselbe einzutauschen. Nur dort, wo Unterschiedliches vorhanden und Unterschiedliches begehrt wird, können Tauschprozesse entstehen. Je größer und vielfältiger diese Unterschiede, desto größer die Möglichkeiten des Tausches. Je arbeitsteiliger eine Gesellschaft organisiert ist, desto tauschfreudiger müssen ihre Mitglieder sein. Der autarke Bauer, der für seine Bedürfnisse nahezu alles selbst erzeugen kann, kann auf den Tausch vielleicht verzichten. Der spezialisierte Stadtmensch muss nahezu alles, was er zum Leben benötigt, durch Tausch organisieren. Der Tauschakt selbst lebt von einer Differenz, die er ausgeglichen werden will. Werden aber, wie in Urzeiten wohl der Fall, Güter und Dienstleistungen nur gegen Güter und Dienstleistungen getauscht, sind die Möglichkeiten des Tausches äußerst begrenzt. Ein hungriger Arzt, der auf einen gesunden Bauern trifft, wird unter diesen Bedingungen nicht satt werden, außer er hat die Möglichkeit, sich mit Gewalt zu nehmen, was er braucht. Der Raub ist sozusagen der Schatten des Tausches, sein dunkler Begleiter, genauso wie der reine Gütertausch auch in einer Geldgesellschaft als latente Möglichkeit immer vorhanden ist: Die Tauschakte von Kindern sind dadurch ebenso charakterisiert wie die Märkte, die nach Naturkatastrophen oder Kriegen sofort entstehen oder, neuerdings, die Tauschbörsen im Internet, die ohne Geld auskommen.

Das Geld, so sinnierte Aristoteles, ermöglicht aber nun auf eine raffinierte Art die Universalisierung des Tausches. Es signalisiert nicht nur die Differenz zwischen tauschwilligen Subjekten, sondern stellt ein Mittel dar, mit dem diese Differenz gemessen und ein Ausgleich jenseits konkreter Angebote hergestellt werden kann. Das Geld repräsentiert gleichsam das Universum möglicher Waren, wer etwas gegen Geld tauscht, kann dieses wiederum gegen alles Mögliche tauschen. Die entscheidende Frage, die sich schon Aristoteles stellte, aber ist: Nach welchem Kriterium aber kommen die Gegenstände des Tausches zu ihrem Geldwert? Wie wird der Wert der Güter, der sich in einem Geldwert ausdrücken lässt, ermittelt und gemessen? Warum ist es für uns selbstverständlich, dass, sagen wir, ein Buch, das 20 Euro kostet, damit denselben Tauschwert repräsentiert wie eine schlichte Mahlzeit, ein Kleidungsstück oder ein Haarschnitt? Aristoteles fand darauf eine einfache Antwort: "Es ist aber in Wirklichkeit das Bedürfnis, das alles zusammenhält. Gäbe es keine Bedürfnisse oder gäbe es darin kein Gleich wider Gleich, so gäbe es keinen Austausch oder doch keinen von der gegebenen Art." Schon bei Aristoteles klingt das an, was die moderne Geldtheorie die "Wertmessfunktion" des Geldes nennt. Das Geld präsentiert aber nicht die Werte, die den Dingen an sich zukommen mögen, sondern die Werte, die die Dinge für den bedürftigen Menschen darstellen. Das Geld gibt an, welchen Wert Menschen unter bestimmten Bedingungen Gütern oder Dienstleistungen beimessen. Im Wert, der durch Geld ausgedrückt wird, werden deshalb immer die subjektiven Bedürfnisse und Präferenzen miteinander vermittelt. Umgekehrt: Erst wenn Menschen bekannt geben, was sie für eine Sache zu zahlen bereit sind, wissen wir, welchen Wert sie dieser Sache wirklich beimessen.

Mit wenigen Worten hat Aristoteles eine weitere entscheidende Funktion des Geldes und das damit verbundene zentrale philosophische Problem benannt. Das Geld "ist ein Maß, das alle Güter kommensurabel macht und so die Gleichheit herzustellen ermöglicht. Ohne Austausch

---

<sup>4</sup> Aristoteles, Nikomachische Ethik, S. 105

kein Verkehr, ohne Gleichheit kein Austausch, ohne gemeinsames Maß keine Gleichheit, in Wirklichkeit nun ist es allerdings nicht möglich, dass das was so verschieden ist, kommensurabel werde; aber wohl lässt es sich in einer für das Bedürfnis ausreichenden Weise herstellen."<sup>5</sup> Geld ist letztlich Ausdruck einer Unmöglichkeit: Dass Unvergleichliches vergleichbar wird, das Unmessbares messbar wird. Spätere Ökonomen, wie etwa David Ricardo, Adam Smith, aber auch Karl Marx, haben versucht, den Wert der Waren, der sich im Geld ausdrückt und ihren Austausch ermöglicht, objektiv festzustellen, etwa an das Quantum der Arbeitszeit zu binden, die die Herstellung der Waren erforderte, womit das Verschiedene so verschieden nicht wäre und bei aller Differenz etwas Gleiches getauscht würde. Bis heute allerdings ist dieser Ansatz höchst umstritten, da er tendenziell den Wert bzw. Preis einer Ware vom Spiel von Angebot und Nachfrage entkoppelt und damit gegen ein Dogma der Marktwirtschaft verstößt.

Was für ein Ding ist nun das Geld? Geld kann man vielleicht nicht essen, dafür aber kann Geld alles andere. So sah es zumindest - etwas überraschend - der junge Karl Marx. Die schönste Eloge auf das Geld stammt nämlich von seinem vermeintlich schärfsten Kritiker. Er schrieb: "Was durch das *Geld* für mich ist, was ich zahlen, d. h., was das Geld kaufen kann, das *bin ich*, der Besitzer des Geldes selbst. So groß die Kraft des Geldes ist, so groß ist meine Kraft. Die Eigenschaften des Geldes sind meine seines Besitzers Eigenschaften und Wesenskräfte. Das, was ich *bin* und *vermag*, ist also keineswegs durch meine Individualität bestimmt. Ich *bin* häßlich, aber ich kann mir die *schönste* Frau kaufen. Also bin ich nicht *häßlich*, denn die Wirkung der *Häßlichkeit*, ihre abschreckende Kraft ist durch das Geld vernichtet. Ich meiner Individualität nach bin *lahm*, aber das Geld verschafft mir 24 Füße; ich bin also nicht lahm; Ich bin ein schlechter, unehrlicher, gewissenloser, geistloser Mensch, aber das Geld ist geehrt, also auch sein Besitzer. Das Geld ist das höchste Gut, also ist sein Besitzer gut, das Geld überhebt mich überdem der Mühe, unehrlich zu sein; ich werde also als ehrlich präsumiert; ich bin *geistlos*, aber das Geld ist der *wirkliche Geist* aller Dinge, wie sollte sein Besitzer geistlos sein? Zudem kann er sich die geistreichen Leute kaufen, und wer die Macht über die Geistreichen hat, ist der nicht geistreicher als der Geistreiche? Ich, der durch das Geld *alles*, wonach ein menschliches Herz sich sehnt, vermag, besitze ich nicht alle menschlichen Vermögen? Verwandelt also mein Geld nicht alle meine Unvermögen in ihr Gegenteil?"<sup>6</sup>

Es ist hier schwer zu unterscheiden: Ist das zynisch, ist das eine Apologie, ist es eine Sehnsucht, ist es eine Kritik, ist es eine Tatsachenbeschreibung? Jedenfalls ist es eine hinreißende Interpretation einer Stelle aus Goethes *Faust*, die Marx als Indiz nimmt für die Kraft des Geldes: "Wenn ich sechs Hengste zahlen kann / Sind ihre Kräfte nicht die meinen? / Ich renne zu und bin ein rechter Mann / Als hätt' ich vierundzwanzig Beine."<sup>7</sup> Was Goethe und Marx hier - wie ironisch auch immer - andeuten, ist das, was man die egalisierende Funktion des Geldes nennen könnte. Je mehr Waren, Dienstleistungen und Kompetenzen gegen Geld eingetauscht werden könne, desto mehr werden diese Dinge und Merkmale von den zufälligen Parametern von Geburt, Aussehen oder Begabung entbunden. Jenseits einer Geldgesellschaft muss man zumindest einigermaßen sympathisch und verlässlich sein, um Freunde zu gewinnen, die einen auch in schweren Stunden zuhören. In einer Geldgesellschaft kann sich jeder zu diesem Zweck einen Therapeuten mieten. Während der Zugang zu Leistungen und Gütern in nicht-monetären Sozietäten an viele Voraussetzungen gebunden sind, von denen etliche manchen Menschen prinzipiell versperrt sind - Vorrechte der Geburt oder des Geschlechts etwa -, stehen dieselben Güter und Leistungen in einer Geldgesellschaft prinzipiell allen offen, aller-

<sup>5</sup> Aristoteles, Nikomachische Ethik, S. 216

<sup>6</sup> MEW, Ergbd.1, S. 564f.

<sup>7</sup> Johann Wolfgang von Goethe: Faust. Der Tragödie erster Teil, hg. von Albrecht Schöne. Frankfurt/Main 1994, V. 1824f.

dings unter einer einzigen Voraussetzung: Dass sie Geld haben. Die Frage danach, wer wie zu wie viel Geld kommt, die ganz wesentlich über die Partizipationsmöglichkeit am ökonomischen, sozialen und geistigen Leben entscheidet, ist deshalb eine zentrale politische Frage jeder entwickelten Gesellschaft; sie lässt sich allerdings nicht linear aus der Funktionsweise des Geldes ableiten, hängt aber wohl mit der Eigendynamik und Logik des Geldes zusammen.

Die Kraft des Geldes besteht, so Marx, dann aber auch darin, das Gegensätzliche, das Widersetzliche in wechselseitige Berührung zu bringen. Marx spricht davon, dass das Geld die *Verbrüderung der Unmöglichkeiten* sei, es zwingt "das sich Widersprechende zum Kuß". Das Geld ist das eigentliche Medium der *Verwandlung*, der *Vertauschung* und *Verkehrung*: "Es verwandelt die Treue in Untreue, die Liebe in Hass, den Hass in Liebe, die Tugend in Laster, das Laster in Tugend, den Knecht in den Herrn, den Herrn in den Knecht, den Blödsinn in Verstand, den Verstand in Blödsinn."<sup>8</sup> Damit aber hat Marx das Geld als wirkliches *Medium* begriffen, das nicht nur Werte repräsentiert, sondern ineinander überführt, zueinander in Bewegung bringt. Nicht zuletzt dies macht bis heute die Faszination des Geldes aus.

Das Geld wird zum Mittler - im Sinne von Vermittler - zwischen den Tätigkeiten, den Bedürfnissen, den Aktionen der Menschen. Das Geld aber ist auch in seiner sinnlichen Realität eine Abstraktion. Es sieht von allen sinnlichen Eigenschaften der Dinge ab und reduziert sie auf ihren Tauschwert. Abstrahieren aber ist eine Leistung des menschlichen Geistes. Geld, so könnte man sagen, ist in der Tat geronnener Geist. Zumindest findet sich dieser Gedanke in jenem Buch, das als Klassiker gelten kann: In Georg Simmels epochaler *Philosophie des Geldes*, gleichzeitig mit Sigmund Freuds *Traumdeutung* im Jahre 1900 erschienen. Simmel spricht von einer "steigenden Vergeistigung des Geldes": "Denn das Wesen des Geistes ist, der Vielheit die Form der Einheit zu gewähren. In der sinnlichen Wirklichkeit ist alles nebeneinander, im Geist allein gibt es ein Ineinander [...] Darum kann das Geld, die Abstraktion der Wechselwirkung, an allem Räumlich-Substanziellen nur ein Symbol finden, denn das sinnliche Außereinander desselben widerstrebt seinem Wesen. Erst in dem Maß, in dem die Substanz zurücktritt, wird das Geld wirklich Geld, d.h. wird es zu jenem wirklichen Ineinander und Einheitspunkte wechselwirkender Wertelemente, der nur die Tat des Geistes sein kann."<sup>9</sup>

Die "geistige" Leistung besteht nach Simmel darin, jeden "Substanzwert" in einen reinen "Funktionswert" aufzulösen, der Inhalt, der Wert und die Faszination des Geldes bestehen darin, reine Form zu sein. Was aber bedeutet das: "Alle anderen Dinge haben einen bestimmten Inhalt und gelten deshalb; das Geld umgekehrt hat seinen Inhalt davon, dass es gilt, es ist das zur Substanz erstarrte Gelten, das Gelten der Dinge ohne die Dinge selbst"<sup>10</sup> Das Geld symbolisiert nicht nur die Dinge und ihren Tauschwert, es symbolisiert auch die Idee des reinen Geltens. Geld gilt, und sonst nichts. Umgekehrt: Geld, das nicht gilt, ist kein Geld. Das reine Gelten bezieht sich aber auf keine bestimmte Gültigkeiten. Das Geld, so Simmel, "hat jene sehr positive Eigenschaft, die man mit dem negativen Begriff der Charakterlosigkeit bezeichnet."<sup>11</sup> Diese Charakterlosigkeit markiert aber auch die Freiheit, die mit dem Geld verbunden ist. Geld kann nur dann gelten, wenn nicht vorgeschrieben wird, für was es ausgegeben wird. Gerade dass man mit Geld machen kann, was man will, ist eine notwendige Bestimmung seiner Funktion. Die Charakterlosigkeit des Geldes entspricht deshalb auch der potentiellen Charakterlosigkeit seiner Eigner. Geld kann auch nur dann gelten, wenn seine Geltungsfunktion von der moralischen Qualität seiner Akteure unabhängig ist. Die lateinische Wendung, nach der Geld nicht stinkt, erfasst auch diese Dimension des Geldes.

<sup>8</sup> MEW Ergbd. 1, S. 566f.

<sup>9</sup> Georg Simmel: *Philosophie des Geldes*. Frankfurt/Main 1989 S. 246

<sup>10</sup> Simmel, *Philosophie des Geldes*, S. 124

<sup>11</sup> Simmel, *Philosophie des Geldes*, S. 273

Die Frage, wie man zu Geld kommt und mit dem Geld dann "richtig" umzugehen hat, ist deshalb auch oft von einer moralischen Besorgnis umgeben, die gegenüber dem Geld notwendigerweise vergebens sein muss: "Die innere Polarität im Wesen des Geldes: das absolute *Mittel* zu sein und eben dadurch psychologisch für die meisten Menschen zum absoluten *Zweck* zu werden, macht es in eigentümlicher Weise zu einem Sinnbild, in dem die großen Regulative des praktischen Lebens gleichsam erstarrt sind."<sup>12</sup> Damit Geld seine Funktion erfüllen kann, muss es auf jede Weise erworben und für alles ausgegeben werden können. Auch das geraubte, erpresste, gewonnene oder erschlichene Geld verliert nicht seine Gültigkeit, so wie es auch im Wesen des Geldes liegt, dass auch dort, wo das Geld eigentlich gebunden erscheint - wenn etwa bei knappen Einkommen die Kosten für Wohnung und Nahrung als Fixkosten erscheinen - das Geld auch für etwas anderes ausgegeben werden kann - etwa für technische Geräte oder Alkohol. Natürlich kann man versuchen, sofern man den Menschen diese Freiheit nicht zumutet, die Funktionalität des Geldes einzuschränken: Über Gutscheine, lokale begrenzte Währungen, Bildungskonten oder Bezugsmarken. In der Logik des Geldes als universelles Tauschmittel liegt es aber, diese Begrenzungen immer wieder zudurchbrechen.

Die Charakterlosigkeit des Geldes, dass es sich in jede Gestalt verwandeln kann, weil es selbst keine Gestalt hat, führt nach Simmel allerdings noch zu einer überraschenden Pointe: "Als absolut qualitätsloses Ding kann es nicht, was doch sonst das armseligste Objekt kann: Überraschungen oder Enttäuschungen in seinem Schoße bergen. Wer also wirklich und definitiv nur Geld will, ist vor diesen absolut sicher."<sup>13</sup> Das bedeutet aber auch, dass mein Geld nie etwas repräsentiert, was im Hier und Jetzt existiert - dieses könnte durchaus eine Überraschung sein -, sondern immer etwas, gegen das es eingetauscht werden wird, und das noch nicht entschieden ist. Was immer wir uns auch vornehmen mögen, ganz genau wissen wir nie, was wir mit dem Geld, das wir in der Tasche tragen, tatsächlich anfangen werden.

Geld ist, so könnte man im Anschluss an Simmel radikal schlussfolgern, nicht nur erstarrte Substanz, sondern auch erstarrte Zeit. Jeder Geldschein, der nicht in diesem Moment ausgegeben wird, stellt einen Wechsel auf die Zukunft dar. Die sogenannte "Wertaufbewahrungsfunktion" des Geldes gehört philosophisch gesehen vielleicht zu den interessantesten Aspekten des Geldes überhaupt. Geld funktioniert nur, wenn ich davon ausgehen kann, dass es den Wert, den es heute darstellt, auch in Zukunft darstellen wird. Mit dem Geld regeln wir nicht nur die Befriedigung unserer Bedürfnisse, den Verkehr mit den anderen Menschen, sondern auch unser Verhältnis zur Zeit. Mit Hilfe des Geldes kann ich die Gegenwart zur Zukunft oder die Zukunft zur Gegenwart machen. Im Grunde sind das die uns allen bekannten Formen des "Sparens" auf der einen Seite und des "Kredits" auf der anderen Seite. Wer sein Geld nicht jetzt ausgibt, sondern anlegt, wenn er Glück hat, dabei sogar vermehrt, wird er es in Zukunft gegen etwas eintauschen können. Psychologisch bedeutet das: Je mehr Geld, desto mehr Optionen in der Zukunft, aber desto weniger Möglichkeiten in der Gegenwart. Umgekehrt: Wer jetzt einen Kredit aufnimmt, kann das zu seiner Gegenwart machen, was er sich vielleicht erst hätte in Jahren leisten können. In seiner Freiheit ist er damit allerdings eingeschränkt, der Kredit muss zurückgezahlt werden, die Optionen sind reduziert, er ist in der Schuld eines anderen. Der Satz Zeit ist Geld, lässt sich also auch umdrehen: Geld ist, und vielleicht ist es dies in erster Linie, Zeit.

Der Umgang mit Geld stellt so eine der bedeutendsten geistigen Leistungen in der Geschichte der Menschheit dar. In einer Geldwirtschaft müssen wir uns von allen sinnlichen und konkreten Eigenschaften der Dinge distanzieren und sie auf ihren abstrakten Tauschwert reduzieren,

---

<sup>12</sup> Simmel, Philosophie des Geldes, S. 298f.

<sup>13</sup> Simmel, Philosophie des Geldes, S. 316

der als Preis der Dinge erscheint. Gleichzeitig muss das Geld, das ich besitze, als Repräsentant von Waren begriffen werden, die ich unter Umständen noch gar nicht kennen kann. Vor allem in Zeiten der Krise kann man die oft die Frage hören: Und was wirst Du mit Deinem Geld machen? Diese Frage gilt nicht nur für potentielle Anleger oder besorgte Sparer, sondern sie erfasst eine wesentliche Dimension des Geldes: Geld stellt prinzipiell eine Option auf Zukunft dar. Geld zu haben, wie viel oder wie wenig auch immer, bedeutet, es in Zukunft - und das kann morgen oder in zehn Jahren sein - gegen etwas einzutauschen, von dem ich heute nicht wissen muss, was es sein wird. In diesem Sinne verschafft Geld Freiheit und Sicherheit. Mit Geld habe ich mehr Optionen in naher und ferner Zukunft als ohne Geld; mit Geld kann ich mir mehr unterschiedliche Perspektiven offen halten als ohne Geld; mit Geld kann ich die Zeit anders strukturieren als ohne Geld. All das aber unter der Voraussetzung, dass das Geld seinen Wert bewahren und nicht verlieren wird, dass das Geld auch in Zukunft noch gelten wird.

In einer Geldgesellschaft ist ein Wert, der keinen Geldwert hat, kein Wert. Leistungen und Tätigkeiten, die schlecht oder gar nicht bezahlt werden, erscheinen deshalb als mindere Tätigkeiten, was auf die Menschen abfärbt, die solche Tätigkeiten verrichten. Wenn das Geld aber das höchste Gut ist, sind jene Tätigkeiten am wertvollsten, die dieses Gut hegen, pflegen und vermehren. Dass in unserer Gesellschaft nicht Ärzte oder Lehrer, Krankenpfleger oder Einsatzkräfte, die ihr Leben für andere Menschen riskieren, am höchsten bezahlt werden, sondern Bankmanager, gehorcht diesem Prinzip. Wie im Zeitalter der Alchemie werden jene Magier, die aus dem Nichts Geld schaffen und dieses scheinbar grenzenlos vermehren können, solange verehrt und bewundert, solange diese Kunststücke zu gelingen scheinen. Und dass dies nicht ewig gut gehen kann, wissen die Menschen übrigens seit der Erfindung der Börsenspekulation.

Im ersten Buch, das überhaupt über die Börse erschienen ist, das der portugiesisch-jüdische Philosoph, Poet und Spekulant Don José de La Vega im Jahre 1688 in Amsterdam unter dem Titel *Confusion de Confusiones* ("Die Verwirrung der Verwirrungen") veröffentlicht hat, diskutieren drei Personen leidenschaftlich über die Vor- und Nachteile des Handels mit Aktien: Ein Spekulant, ein Kaufmann und ein Philosoph. In diesen Gesprächen versucht der Aktionär, den Kaufmann und den Philosophen von den Segnungen der Spekulation an der Börse zu überzeugen. Wohl ist der Kaufmann bereit, gewisse Risiken einzugehen, aber nur in einem Rahmen, der durch den Austausch von Waren eine sichere Basis zu haben scheint und deshalb "anständig" betrieben werden kann: "Ich verehere das Geschäft, aber hasse das Spiel."<sup>14</sup> Der Philosoph hingegen ist höchst wissbegierig und an der Spekulation theoretisch durchaus interessiert, wenngleich in der Praxis weit davon entfernt, ausgerechnet an solch einem aufregenden Ort wie der Börse sein Glück zu versuchen: "Mit Aristoteles glaube ich, dass die Ruhe Vollkommenheit ist. Ihr könnt mich daher nicht tadeln, wenn ich die Vollkommenheit durch Ruhe suche ... Ich glaube wohl, dass die Aktien für meinen Beutel von Nutzen sein könnten, aber ich will ihn lieber ohne Aktien leer als mit Aktien voll haben."<sup>15</sup>

Die Grundsätze, mit denen der Aktionär seine Gesprächspartner über das Wesen der Börse und der Börsenspekulation aufklären wollte, sind aber - abgesehen davon, dass sich das Wesen der Börse offenbar seit ihrer Erfindung wenig geändert hat - so bezaubernd, dass sie in extenso zitiert seien: "Der erste Grundsatz: *Man soll niemandem einen Rat erteilen, Aktien zu kaufen* oder zu verkaufen, weil da, wo der Scharfblick getrübt wird, auch der wohlwollendste Rat schlecht nützen kann. Der zweite Grundsatz: *Man soll jeden Gewinn mitnehmen, ohne*

<sup>14</sup> Don Joseph de La Vega: Die Verwirrung der Verwirrungen. Vier Dialoge über die Börse in Amsterdam. Kulmbach 1994, S. 215

<sup>15</sup> de La Vega, Verwirrung, S. 218f.



*Reue wegen entgangenen Nutzens zu empfinden*, weil ein Aal eher, als man denkt, entgleitet. Es ist klug, sich mit dem zu freuen, was möglich ist, ohne auf Beständigkeit des Zufalls und Gleichmäßigkeit des Glücks zu hoffen. Der dritte Grundsatz: *Die Börsengewinne sind Koboldschätze*: bald sind sie Karfunkelsteine, bald Kohlen, bald Diamanten, bald Kiesel, bald Morgentau, bald Tränen. Der vierte Grundsatz: *Wer in diesem Spiel gewinnen will, muss Geld und Geduld haben*, da die Kurse so wenig beständig und die Gerüchte so wenig begründet sind ... Es ist sicher, dass derjenige, der die Hoffnung nicht aufgibt, gewinnt ... Infolge der Wechselfälle machen sich viele lächerlich, da einige Spekulanten durch Träume, andere durch Weissagungen, diese durch Illusionen, jene durch Launen und unzählige durch Chimären geleitet werden."<sup>16</sup> Offenbar ist diese Erkenntnis, die so alt wie die Börse selbst ist, nicht nur für Börsianer immer wieder einer Überraschung.

Was immer an Börsen auch geschieht: Aus der Geschichte gelernt wird dort offenbar nicht. Dass sollte uns angesichts der nächsten Euphorie, die sicher kommen wird, besonnen und gelassen stimmen. Auch im Auf und Ab der Aktienkurse, diesen aufregendsten Kurven des modernen Alltags, erweist sich die philosophische Gelassenheit als das einzig angemessene Verhalten. Sich diese aber leisten zu können, ist – wie könnte es auch anders sein – purer Luxus.

---

<sup>16</sup> de La Vega, *Verwirrung*, S. 66f.